

## Dem Wachstum entwachsen

Man hätte sich abfinden können mit dem Rhythmus, in dem sich Geburt und Tod abwechseln, sich die Hände reichen, weiterreichen die Vorstellung von einem Leben, das sich begrenzter Lebenszeiten bedient, um einem anderen Leben das Wort zu reden, einem Leben, das weiter geht und Abstand nimmt von den Lebewesen, die sich verabschieden, ableben, absterben oder aussterben, um anderen Lebewesen Platz zu machen, anderen Lebensformen eine Chance zu geben. Begrifflich deutet die Lebensform schon auf eine Verbindung, die sich in einem Begriff von Leben und einem Formbegriff abzeichnet – als könnte man von der Form aus auf einen bestimmten Bereich des Lebens schließen, aus der Form den Lebensabschnitt schlussfolgern, den Abstand zum Abschiednehmen ablesen in der Parabel der drei Lebensalter zwischen Geburt und Tod. Für das Wachsen, das Heranwachsen zum Erwachsenen und das Hinauswachsen über sich selbst erwies sich der Formbegriff als maßstäbliche Figur: Das Wachsen als Ausdruck für die Vorstellung einer Entwicklung drückte sich in der Veränderung der Form aus. Noch in der modernistischen Rede von den alten Formen und der Kategorie des Neuen hallte das Echo dieser Wachstumsvorstellung wider und reflektierte sich im historisch veränderlichen Formengewächs. Selbst wenn etwas nicht mehr altern wollte, fand es sich doch älter als das Neue wieder, schon entstellt im Urteil des Überholten, vor die Wahl gestellt, im Erhabenen über die Zeiten hinaus oder im Vergessen-Werden sein Schicksal zu suchen. Dem entsprechenden Formengewächs wurde das Ende als intrinsische Figur schon in die Wiege gelegt oder extrinsisch durch den Verweis auf die nächste Generation nahegelegt – mithin der Form eine Wachstumsgrenze gesetzt. Die Vorstellungen vom Tod orientierten sich an dieser Wachstumsgrenze, an einem Kanon der verschiedenen Formen der Endlichkeit. In diesem Sinne hatte auch der Tod sein Formenvokabular, das sich vor allem in den verschiedenen Ritualen des Bestattens oder Begrabens artikulierte – als letzte Form der Form ein Ende zu setzen. Allein kulturelle und soziökonomische Vorstellungen, die sich im Zuge nachmoderner Entwicklungen entfaltet haben, sich im Gewand postfordistischer und neoliberaler Prägungen entwickelt haben, haben den verschiedenen Enden ein Ende gesetzt und dabei vor allem dem Wachstum das Grab versperrt, dem Ende des Wachstums das Begräbnis verwehrt, es verbannt hinter die Wachstumsgrenzen, um einen infiniten Horizont der Prosperität zu skizzieren. Dieses verweigerete Grab des Wachstums bildet den Ausgangspunkt der künstlerischen Auseinandersetzung von Roland Reiter mit den Relikten einer Kultur, die aus den Formengewächsen noch den Lebensabschnitt ablesen wollte: Präparierte Tierkadaver, abgezogene Felle, enthauptete Haartrachten oder Abformungen sind nur Fundstücke einer Kultur, die sich für die Frage nach dem Ende des Wachstums

verschiedene Techniken für dessen Konservierung überlegte – für ein Festhalten dessen, was nicht mehr wächst, für die Verwandlung eines Formengewächses in ein Formengespinnt, das gespenstisch an die Lebendigkeit des Endes erinnert. Noch im Rhythmus von Tod und Geburt schwingt das postmortale Pendeln zwischen Fetisch und Monster, die in den Arbeiten von Roland Reiter das Haupt erheben: aufgebahrt als Relikt und aufgebockt zur skulpturalen Geste werden sie mit einem Wachstum konfrontiert, das kein Ende kennt. Wie Wachs wächst das Silikon weiter, verlängert die Formengewächse zu Gewächsformen, zu Verlängerungen über das Ende hinaus. Was hier weiter wächst, wächst schon jenseits der Wachstumsgrenzen, wächst aus dem Konflikt mit dem Ende heraus. Dieses Wachstum hat sich über die alte Chimäre von Lebewesen hinweggesetzt, entwächst dem alten Rhythmus von Tod und Geburt, um es auch da noch zu sehen, wo das Maschinenzeitalter dem Motorrad einen letzten Namen gab, seine Kraft ein letztes Mal an Pferdestärken maß. Was sich hier abzeichnet, ist ein entkoppeltes Wachsen, das sich abstrahiert und emanzipiert von der Sterblichkeit. Residual sprießt totes Haar aus den Gewächsformen, die ihren Bezug aufs Gegenständliche hinter sich gelassen haben, sich aufbäumen gegen die Wachstumsgrenzen und ihr Grab. Monströs überformt die Abformung einer Frau deren einstige Größe, stellt sich quer zur Sterblichkeit um den Preis der Lebendigkeit. Fern scheint schon die alte Rede von der Wiederkehr des Verdrängten, des Atavistischen im Horizont der Grenzen von Kultur. Reiter holt die archaischen Praktiken nicht zurück sondern verlängert nur die Logik zeitgenössischer Wachstumseuphorien zum Porträt des Monströsen. Konsequenter erscheinen die Übergänge zwischen den Epochen fließend, das Silikon erlaubt noch einen Blick mit halber Transparenz aufs Einstige und mit halber Opazität aufs entblößte Wachsen. Irgendwo in dieser Passage wächst die Gegenwart heran, hebt ihr Haupt aus der Chronik der Ereignisse ins chronische Wachsen, im Blick der still gewordenen Augen zurück nach Vorne. Aus dem Motorradgewächs ragen schon die Becken, die sich aufstellen, dem Rhythmus von Tod und Geburt einen neuen Klang zu geben, das Klangbild einer memorierten Zukunft unerhörten Wachsens.

Andreas Spiegl